

Das weiße Zimmer

Roman von Bergus Cume.

(18. Fortsetzung.)

„Ich möchte gern etwas wissen —“
 „Ich auch!“ unterbrach ihn Arnold. „Ich möchte gern wissen, was Sie hier zu tun haben?“
 „Oh, mit mir ist alles in Ordnung. Ich habe mich sehr lange mit einer gewissen jungen Dame unterhalten, die frisch und hoch wie eine Maitresse ist, und von ihr erfahre ich so viel Einzelheiten der Morde-angelegenheit, daß ich mir vornahm, der Sache näher zu treten. Aus diesem Grunde mietete ich die Wohnung hier. Einen netten Tanz hatte ich mit dem alten Keel, dem Hauseigentümer! Ich mußte eine Menge Referenzen aufgeben, die Miete im voraus bezahlen und ihm vier noch für andere Sicherheiten geben. Gestern bin ich hier eingezogen und schreibe Ihnen sofort. Und hier bleibe ich, bis ich die Wahrheit erforscht habe! Wahrscheinlich wird das sehr lange dauern, aber meinethwegen.“
 Arnold blickte erschrocken auf.
 „Ich verstehe Sie nicht,“ murmelte er.
 „Na, ich will mich näher erklären. Also ich bin mit Gerda Baldwin, Fräulein Rafons bester Freundin, verlobt. Ich habe Fräulein Rafon sehr gern und interessiere mich auch für Sie, Herr Calvert. Und darum will ich versuchen, Ihnen beiden zu helfen. Jawohl, so ist es. Wenn ich jemandem gern habe, stehe ich ihm auch bei. Ich bleibe hier wohnen, bis der Gott Frau Brand noch aus Australien zurückgeführt ist, und ich sage Ihnen: nicht über verlasse ich das Haus, bis ich ihm die Wahrheit entdeckt habe. Ich werde schon mit ihm fertig werden.“
 „Aber wie kommen Sie dazu, sich der Sache so anzunehmen?“
 „Wie ich das antworte? Sehr einfach! Fräulein Rafon kam eines Tages in erdarmungswürdigem erregtem Zustand zu Gerda Baldwin. Sie glaubte, ihre Schwester habe sie halb-tot gequält, so daß das arme Mädchen nicht mehr aus noch ein wußte. Sie wollte Gerda nichts erzählen, sondern weinte und schluchzte nur immerfort. Ich kam gerade dazu und schickte Gerda zu ihrer Mutter, damit sie diese fern habe. Dann setzte ich mich zu Fräulein Rafon, versuchte sie zu trösten und löste die Wahrheit aus ihr heraus.“
 „Was?“ brüllte Arnold auf. „Hat Louisa Ihnen erzählt?“
 „Alles! Ja, ja! Und ich nahm mein feidenes Taschentuch heraus und trocknete ihr die schönen Augen.“
 „Aber, Ruhe, junger Freund! Sie brauchen gar nicht zu erpöbeln! Ich bin mit Gerda Baldwin verlobt, und sie ist für mich die Einzige auf der Welt. Jawohl, Herr! Ich bin ein offener und ehrlicher Mensch. Also Fräulein Rafon sprach sich ganz offen gegen mich aus: daß Sie in der Villa waren und die Geschichte mit dem Dolch und mit der Köchin, die den Dolch gefunden. Ich rebete Fräulein Rafon zu, sich niederzulegen, und ging dann hinter. Nun sind Sie da, und nun bitte ich Sie, daß auch Sie mir alles erzählen, was ich vielleicht noch nicht weiß.“
 Arnold war innerlich wütend, daß dieser, neuerliche Amerikaner, wie er ihn bei sich nannte, sich in seine intimsten Angelegenheiten mischte. Aber das Gesicht Tracys sah so ehrlich und treuerhaftig aus, daß er nicht umhin konnte, zu lachen. „Sie sind sehr freundlich, Herr Tracy,“ sagte er endlich, „und ihr Beistand wäre mir ganz willkommen; aber ich habe bereits einen Detektiv engagiert.“
 „Na, ja,“ versetzte Tracy. „Ich habe mir aber Gerda Baldwin zur Hilfe in den Kopf gesetzt, Ihnen und Hel. Rafon zu helfen, und ich werde Ihnen mehr nützen, als ein Detektiv von Beruf. Nun schütteln Sie mir mal gründlich Ihr Herz aus!“
 „Aber ich habe wirklich nichts mehr zu erzählen! Fräulein Rafon scheint Sie doch bereits über alles unterrichtet zu haben.“
 „Na, ja, wie Frauen es zu tun pflegen: das heißt so im allgemeinen ohne Einzelheiten, die ich jedoch unbedingt wissen muß. Aber Fräulein Rafon war so aufgeregt und weinte immerfort, und ich hatte so viel mit dem Trösten zu tun, daß ich mir nicht alles gemerkt habe, Calvert. Also vertrauen Sie mir,“ fügte er in ernstem Tone hinzu, „ich bin Ihr aufrichtiger Freund — Gott weiß, Sie brauchen einen solchen höchst notwendig!“
 „Reinen Sie, mir drohe Gefahr?“
 „Ja, das meine ich!“
 „Aber ich kann doch mein Risiko abwägen!“
 „Nun gut — wozu?“
 „Ich schief an jenem verhängnisvollen Abend in meiner Wohnung bis neun Uhr. Eine halbe Stunde später ging ich ins Theater. Und Frau Brand wurde vor neun Uhr ermordet.“
 „Das ist alles recht schön und gut,“ murmelte der Amerikaner gemächlich

„aber Sie waren später in der Villa Rafon? — Sie haben durch Frau Brands Tod ein ungeheures Vermögen geerbt, und der Dolch ist Ihr Eigentum!“
 „Tracy, ich schwöre Ihnen bei Gott, daß Frau Brand bereits tot und elckalt war, als ich ihre Leiche erblickte!“
 „Warum riefen Sie da nicht die Polizei?“
 „Weil ich den Kopf verloren hatte!“ entgegnete Arnold verzweifelt. „Tracy schüttelte den Kopf. „Gerade in dem Moment mußten Sie den Kopf verlieren, wo Sie ihn am notwendigsten brauchen! Wenn Sie die Polizei gerufen und erklärt hätten, wie Sie in die Villa kamen, dann wäre alles gut gewesen.“
 „Aber das Geld, das ich durch Frau Brands Tod erbt!“ warf Calvert ein.
 „Sie mußten damals noch nichts davon!“
 „Rein. Ich erfuhr es erst durch den Brief des Rechtsanwalts Merry.“
 „Das Gericht wird annehmen, Sie hätten vorher darum gewußt, und man hätte das dann als Schuldbeweis betrachtet.“
 „Schuldbeweis?“ fragte Arnold. „Wie meinen Sie das? Ich glaube nicht, daß man mich —“
 „Ich glaube, daß man Sie verhaften wird,“ fiel der Amerikaner unerschütterlich ein. „Sagen Sie jedenfalls darauf gefaßt. Ihr griechischer Professor gibt die Erklärung seiner Cousine ohne Kampf nicht auf!“
 „Sie misstrauen ihm?“
 „Na und ob! Solange er hinter seinen Rücken sitzen blieb, war er ein ganz harmloser Geselle. Jetzt aber, da es sich für ihn um ein so großes Vermögen handelt, jetzt er alles outen, zu gewinnen. Also Vorsicht, Calvert! Nun erzählen Sie mir alles ausführlich. Wir wollen dann gemeinsam beraten, was zu tun ist.“
 Arnold zögerte noch ein Weilchen, dann erzählte er dem Amerikaner bis in die kleinsten Einzelheiten alles, was sich zugezogen von dem Moment an, da er den gefälschten Brief erhalten hatte. Als er gendel, wünschte Tracy die gefälschten Briefe zu sehen.
 „Ich habe sie nicht bei mir,“ versetzte Arnold.
 „Erinnern Sie sich noch des Datums?“ fragte der Amerikaner.
 „Genaß. Beide Briefe waren am 23. Juli geschrieben.“
 „Im Juli — und am 24. auf die Post gegeben. Sonderbar!“
 „Nur einer wurde über die Post expediert. Der andere wurde durch einen Boten überbracht.“
 „Haben Sie auf den gefälschten Brief geantwortet?“
 „Rein. Ich erzielte ihn erst spät am Nachmittag. Da ich bestimmt annahm, er käme von Louisa, hoffte ich sie eger zu sehen und zu sprechen, ehe ein Brief sie erreichte.“
 „Hat Fräulein Rafon nach dem Kopfstempel gesehen?“
 „Rein. Sie hat das Couvert verbrannt.“
 „Schade, schade. Wir hätten dann wenigstens feststellen können, in welchem Bezirk der Brief ausgegeben war. Aber vielleicht erfahren wir noch, auf welchem Amt der Brief ausgegeben war.“
 „Das wird schwer halten.“
 „Ich werde es schon herausbekommen,“ entgegnete Tracy lachbittig, „und wenn ich ganz London durchsuchen sollte.“ Sagen Sie, Calvert, haben Sie kein Geräusch gehört, während Sie in der Villa waren?“
 „Rein, nicht das geringste. Und doch —“ er zögerte.
 „Wer hat denn eigentlich gesungen, während Sie mit Miller sprachen?“ fragte der Amerikaner.
 „Jetzt sprang Arnold auf und blickte Tracy entsetzt an. „Das war ja das Geräusch von allem, Tracy! Ich weiß es nicht!“
 „Sie waren doch aber in dem Zimmer?“
 „Ja, ich war in dem Zimmer und ich sah die Ermordete, in der ich meine Cousine erkannte. Ich sah den Polizisten draußen auf- und abgehen. Als ich dachte, er sei nicht mehr da, verließ ich das Haus.“
 „Einen Augenblick. Sie haben zu Fräulein Rafon gesagt, Sie hätten gesehen, wie er sich auf das Gelände des Gartens begibt. Denken Sie mal ordentlich nach.“
 Arnold erwiderte leicht. „Ich sage Ihnen die strengste Wahrheit. Ich war so verwirrt und so bestürzt, daß ich alles untereinander mischte. Ich verließ das Zimmer, bevor der Gesang begann. In der Halle wartete ich ungeduldig zehn Minuten, dann öffnete ich die Tür —“
 „Warum gingen Sie nicht zurück und sahen nach, wer drinnen sang?“
 „Tracy, ich konnte nicht! Wahrscheinlich, ich konnte nicht! Ich war vor Entsetzen wie maßlos, als ich das weiße Zimmer verließ. Ich erkannte die Gesänge, in der ich mich befand. Als ich in der dunklen

Halle wartete, hörte ich eine weibliche Stimme „Heimat, süße Heimat“ singen. Ich war so entsetzt, daß ich nicht wußte, was tun. Mein einziges Verlangen war, aus dem schrecklichen Hause zu kommen. Ich öffnete die Tür und erblickte den Polizisten am Tor. Erst zögerte ich — dann schritt ich auf ihn zu — das andere wissen Sie.“
 Tracy betrachtete ein Weilchen angelegentlich seine Stiefelspitzen und überlegte. „Wie trübt von Ihnen, daß Sie nicht zurückgingen und nachsahen, wer sang. Vielleicht hätten Sie dann die Mörderin entdeckt.“
 „Die Mörderin?“
 „Ja, die Mörderin. Da es eine Frau war, welche das Lied sang —“
 „Ich glaube nicht, daß eine Frau den Dolch begibt,“ unterbrach ihn Calvert. „Eine Frau hätte sich nicht der Gefahr ausgesetzt, daß ich zurückkehrte.“
 „O, Sie sind schon gewußt haben, daß Sie zu Tode erschossen worden! Vielleicht dachte sie, Sie wären bereits fort. Machten Sie die Tür leise zu?“
 „So leise, daß nicht einmal Miller es hörte.“
 Tracy schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab. „Na, ich habe mir vorgenommen, hier alles gründlich zu durchsuchen.“
 „Wozu?“ fragte Calvert verwundert.
 „Um Briefe, Photographien, Tagebuchauszeichnungen oder ähnliches Zeug zu finden.“
 „Sie werden damit kein Glück haben. Der Herr hat doch bereits die Entdeckung gemacht, daß mit solchen Dingen hier ordentlich umgegangen wird —“
 „Ich habe hier ordentlich umgegangen,“ sagte er, „weil ich weiß, daß der Mörder das weiß, damit das Geheimnis ja nicht entfällt.“
 „Im, ja, das mag sein. Aber Der Herr hat ein Recht. Er mag alles auf die gründlichste durchsuchen haben — die Wächtergrube hat er doch nicht unterjucht! Ich aber habe es getan und ich fand eine gewisse Photographie.“
 „Von Brand?“ unterbrach ihn Arnold rasch.
 „Rein, von Frau Brand.“
 Calvert machte ein enttäuschtes Gesicht. „Eine solche besitzt Der Herr bereits.“
 „Na, ja, er scheint aber nicht zu wissen, was er damit anfangen soll. Auf dem Bild steht doch der Name des Photographen.“
 „Nun — und?“
 „Und ich werde zu diesem Photographen gehen und ihn fragen, ob er vielleicht ein Bild von Herrn Brand besitzt. Verheiratete Leute pflegen sich doch mal zusammen photographieren zu lassen. Aber auch wenn Herr und Frau Brand sich nie zusammen haben photographieren lassen, dann ist immethin die Möglichkeit vorhanden, daß Herr Brand seine Frau zum Photographieren begleitete. Ich werde schon ein Bild des Herrn Brand aufreiben.“
 „Aber wozu?“
 „Vielleicht führt es mich auf eine Spur. Vielleicht hat er diejenige geliebt, die seine Frau ermordete.“
 „Das ist alles Theorie“, wandte Arnold ungeduldig ein.
 „Schadet nicht,“ entgegnete der Amerikaner. „Hallo, was ist das?“
 „Es hatte an der Haustür geklingelt. Arnold Calvert trat rasch ans Fenster, zog sich jedoch schnell wieder zurück und sagte: „Jascher steht draußen.“
 „Jascher? Was will denn der hier?“
 „Na, ist mir auch recht. Bin doch neugierig, den Mann zu sehen, den Sie als Detektiv angestellt haben.“
 Gleich darauf stand Jascher, bid und rund und rot und außer Atem, im Zimmer und war nicht wenig erstaunt, seinen Auftraggeber hier zu finden.
 „Ich kam bloß, um mir das Haus genau anzusehen“, sagte er. „Aber ich hätte es mir nicht träumen lassen, Sie oder Herrn Tracy hier zu treffen.“
 „Wie?“ fiel der Amerikaner ein. „Sie kennen meinen Namen?“
 „Jascher legte sich auf einen Stuhl und wuschelte sich die Stirn mit dem Löffeltuch.“
 „Jawohl. Ich guckte eines Tages bei Professor Bocoras zum Fenster hinaus und sah Sie vorübergehen. Sie gingen mit einer jungen Dame. Der Professor nannte mir Ihren Namen an.“
 „Schon gut, schon gut. Also Sie sehen mich hier, weil ich das den Nord umgebende Hügel lösen will.“
 „Jascher blickte fragend auf Calvert.“
 „Rein, das nicht,“ versetzte Jascher keif. „Aber ich ziehe es vor, allein zu arbeiten.“

Das Spinnennetz.
 Novelle von Kurt Kühn.
 Leutnant Jürgenfen war in schlechter Laune. Er stand auf dem Vorsteck des kleinen Fischdampfers „Urbine“ und klopfte ärgerlich seine Pfeife auf dem Geländer der Schanzkleidung aus. Andere Kameraden, mit denen er zusammen in die Flotte eingeteilt war, saßen, der eine auf einem kleinen Kreuzer, der andere auf einem kleinen Kreuzer, — sie hatten Gelegenheit zu großen Taten, und wußten, sie hatten diese Gelegenheit wahrgenommen! — und er lag hier auf diesem kleinen Raften von Fischdampfer, der zum Minentage eingerichtet worden, und war im ganzen Kriege noch nicht über die Danziger Bucht hinausgekommen.
 Wie hatte er sich gefreut, als ihm ein selbständiges Kommando anvertraut worden, und ein Vorkommando dazu, wo doch so viele Kameraden am Land Dienst tun mußten, aber jetzt, wo Wochen und Monate verstrichen, und immer noch sich ihm keine Aussicht eröffnete, hinauszugehen, einzugreifen in den großen Kampf, da verging einem schließlich doch die Laune, aber gründlich.
 Es war ein trüber Nachmittag, der Himmel grau wie der Fluß, der mit schnellen Wogen an dem kleinen Fahrzeug vorbeirann. Drüben die flache Küste lag grau in grau, und die Küste und Dächer der Stadt, die durch einen leichten Schmelzeleer verüllt waren, hoben sich in ungleichen Riffen in den trüben Himmel.
 Es wurde Zeit zur täglichen Patrouillenfahrt. Jürgenfen griff zum Maschinen-Telegraphen, und leicht in die Wogen tauchend, setzte sich die „Urbine“ in Bewegung.
 Wenn sich die Schrauben drehten und die Wogen unter ihm rollten, schloß sich Jürgenfen noch am freiesten und am ersten ausgeföhnt mit dem Schiffslot. Er atmete Seebitter, fuhr in See, — wenn es auch immer dieselbe Krebsfahrt längs der Küste und quer durch die Bucht war, um die Minengürtel nachzusehen. Ach, mit förmlicher Sehnsucht dachte er an seinen großen Fischdampfer, den er in Friedenszeiten geföhrt, und an die freie Unendlichkeit des Ozeans.
 Inbes ließ die „Urbine“ mit voller Kraft. Bald lag die Fischmündung hinter ihr, ein steifer Nordwest wehte ihr entgegen, und schäumende Wogen rüllten gegen ihren Bug. Ein maderes Schiffchen, dachte Jürgenfen. Es war doch kein schlechtes Fahrzeug, das er führte.
 Das Land hinter ihm, die ferne Stadt mit ihren verschneiten Dächern, war verschwunden. Nur wie ein dunkler Strich hob sich die Küste mit ihrer vorpringenden Landzunge ab. Da tauchten jenseits dieser Landzunge Waale auf, graue Schiffstörper, mehrere lange Raucheröhren wehten über die bewegte See. Jürgenfen griff zum Glase: ein deutsches Kreuzergeschwader. Wie graue Schaiten zogen die schneidenden Schiffe heran. Im selben Augenblick schlug der Funkspruchapparat an. Der Telegraphist brachte die Depesche: dem Geschwader anschließen. Jürgenfen stotzte fast der Verzögerung vor freudigem Schreck, als er das las.
 So schnellen, raschen Schrittes war er noch nie auf seiner Kommandobrücke auf und abgegangen als heute. Im Kielwasser der großen Kreuzer stampfte seine kleine „Urbine“ fröhlich dahin. Die Dunkelheit, von der fernem Küste, die sonst mit Blinzeln und Leuchttürmen so reich ausgestattet war, glühte kein Licht; auch das Kreuzergeschwader fuhr ohngebend dahin, nicht der kleinste Lichtschein fiel aus irgend einem Fenster. In scharfer Fahrt ging es durch die Nacht. Nur die Wogen schlafchten, und der Wind wehte.
 Jürgenfen, in der Freude seines Herzens, hatte sich einen Strog bereiten lassen, so fließ wie möglich. Den Ausschritt er, sobald er auf einen Augenblick in das Kartenzimmer seines Steuerhäuschens trat.
 „Es wird ja doch bloß solche Killefentzerei“, sagte der alte Peters, „ein Steuermann, der trotz seiner 57 Jahre noch freiwillig Dienst tut.“
 „Sind Sie aber ein unzufriedener Mensch!“ lachte Jürgenfen. „Ich bin heiföhrt, daß wir überhaupt mal auf See kommen. Ihnen ist das noch nicht genug.“
 Der Alte beförderte seinen Priem über Bord, zude die Achseln und erwiderte: „Auf See! Hat sich was mit See, Herr Kapitän. Wie die Spinne am Netz arbeiten wir.“
 Wieder lachte Jürgenfen. „Nicht läbel, der Vergleich!“ antwortete er.
 „Reider sehr wahr!“
 Als der Tag graute mit trübem Schein, erschien wieder der Küstenstreifen in Steuerbord. Das aber war kein deutsches Land mehr, — es war die russische Küste.
 Ein anderes Lütchen wehte hier! Ein rauher Nordwind schob über die grau und wild sich aufbläuhende See, Floden rieselten aus dem Gewöl, und die flache Küste glänzte weiß herüber: weißer Schnee. Ein paarmal mußte man große Felber Kreibeis durchschneiden, das Eis knirschte gegen die Flanken der Schiffe und trachte unter den Schlä-

gen der Schraube. So führte man einen doppelten Kampf gegen den Feind und gegen eine wilde, feindliche Natur.
 Ein einziges Mal erschienen See-Geier auf dem einsamen See: eine Fischersflotte. Wie ein Geier stülzte sich der eine Kreuzer auf dieselben und nahm sie gefangen. Die Bemalungen mußten an Bord des Kreuzers gehen; so konnten sie den Vorkommando des deutschen Geschwaders der feindlichen Flottenleitung nicht mehr verraten.
 Jürgenfen hatte sich während der Tagesstunden etwas niedergelegt, um frisch zu sein. Die nächste Nacht würde die große Stunde bringen, die lang und heiß ersehnt: die ersten Zusammenstoß mit dem Feind.
 Je mehr sich das Geschwader dem Ziel seiner Fahrt näherte, desto mehr vergrößerte es seine Marschgeschwindigkeit. Die stolzen Kreuzer jagten dahin, daß die See vor dem messerscharfen Bug in schneeweißer Brandungslinie aufschäumte.
 Die Maschine der kleinen „Urbine“ arbeitete was sie konnte; das wadere Schiffchen hob sich aus dem Wasser wie ein Zümmel, aber die Entfernung zwischen ihm und dem Geschwader wurde größer und größer. Als es wieder Nacht wurde über dem brauenden Meer funkte Jürgenfen hinüber: „Kann nicht mehr folgen!“ Ein kurzer Augenblick, dann kam die Antwort des Geschwaders, schiffert. Jürgenfen trat in das Steuerhäuschen, sie aufmerksam zu entziffern.
 Blickumprütz jagten die mächtigen Meeresrenner jetzt von Dinnen, wie ein dahingaloppierendes Roth, eine lange Wolke Staub, so emersprühende Wolke Gisch, eine lange Spinne geräuschernden Rauges hinter sich zurücklassend.
 Bald war die „Urbine“ allein auf der nachtdunkeln See.
 Der Maschinenist schlug den Telegraphen an und rief durch das Sprachrohr hinauf, die Kessel hielten den Leberdruck nicht mehr aus. Jürgenfen mußte die Fahrt mößigen. Er übergab seinem Steuermann die Waage und fuhierte im Kartenzimmer des Fahrwasser. Ab und zu trat er wieder hinaus und suchte mit seinem scharfen Glase den Gesichtskreis ab. Kein Wort kam über seine Lippen, er war in seine Arbeit vertunken.
 In Bordbord tauchte jetzt ebenfalls ein Streifen Land auf. Am Ziel! Es war die Einfahrt in den großen Meerbusen, dem der Angriff des Geschwaders galt. Jürgenfen atmete unwillkürlich tief auf und bedoppelte seine Aufmerksamkeit.
 Es mochte Mitternacht sein. Da erschien plötzlich ein kurzes blickartiges Leuchten in den Wolken, mehrmals, dann eine Pause, und abermals.
 „Nanu?“ brummte der alte Peters, „ein Gevitter? Kömmt bei Schneelust vor. Sieht aber doch wie ein Gevitter nicht aus.“
 Jürgenfen beobachtete den Himmel. „Das ist Widerschein von Geschwader!“ sagte er dann. „Sie sind aneinander.“
 Der alte Peters rieb sich frostloftend die Hände. „Da müssen wir auch ran!“ lachte er in den Bart. „Vollbord voraus, Kapitän!“
 „Wir können nichts dabei tun,“ sagte dieser. „Was sollten wir dort nützen?“ Zugleich ließ er das Ruder hart umlegen und hielt scharf auf die in Bordbord erscheinende Küste zu. „Donnermetter!“ fluchte Peters, er war Kriegsfreiwiliger, nie Soldat gewesen und an die strenge militärische Unterordnung nicht gewöhnt. „Wir haben neun Monate den Hosen abgetroffen. Jetzt geht's los! Kapitän, wir müssen dabei sein.“
 „Ich habe meine gemessenen Befehle,“ versetzte Jürgenfen, die Stirn runzelnd. „Verhanden!“
 Der alte Seebär unterließ eine Entgegnung, aber er holte die Hände eregt in der Tasche seiner biden Fledermaus.
 In den hohen Wogen rollend stampfte die „Urbine“ dahin. Eine Weile fanden die beiden nebeneinander auf der Brücke. Von fern leuchteten und blühten die Schiffe; den Donner verdrängte der Wind. „Hol der Dummel unsern alten Raffen!“ fluchte der alte Peters, der nicht mehr an sich halten konnte, wieder los. „Hol der Dummel unsere ganze Spinnennetz! Pfui Spinne!“ Und wieder beförderte er ein Priem über Bord.
 „Jeher hat sein Teil zu tun,“ erwiderte Jürgenfen scharf, selbst erregt. „Wer sich in das Ganze nicht einordnen kann, der bleibt besser davon.“
 Abermals entgegnete der alte Peters nichts; er brummte nur leise und gereizt in seinen alten Schifferbart.
 Ein halbes Stündchen Dampf voraus, und man hatte sich der Küste bedeutend genähert. Man sah die vorgelegerten Schären, kleine Felseninseln, die die See mit schäumenden Wellen überspülte; man erkannte den seltsame, schneedeckene Küste, an der die Brandungslinie in hellen Schäumenwellen wild emporprang. Und fern leuchteten und blühten die Schiffe. Jetzt ein flammender Schein, der den ganzen Himmel rüllte.

„Das war eine Explosion, — ein Torpedol!“ rief der alte Peters. „Kapitän, — am Ende einer von unsern Kreuzern! Wir müssen hin, — retten!“ Beinahe stehend packte er seinen Kapitän am Arm und schüttelte ihn aus Leibeskräften.
 Jürgenfen hatte seine alte Ruhe wiedergewonnen. Ein freundlicher Blick traf den Alten. Aber er schüttelte den Kopf. „Nichts da!“ erwiderte er leise.
 Der Alte drehte sich um, verblüffend, wütend, und stampfte mit dem Bein auf. „Sei bei keine Courage!“ knurrte er achtsungsbüdig.
 Jürgenfen überhörte die Bemerkung. Seine Aufgabe nahm ihn voll in Anspruch.
 In den Brandungswellen furchbar tollend, suchte die kleine „Urbine“ ihren Weg. Jürgenfen hatte die Karte vor sich und verfolgte darauf unterwacht ihren Kurs.
 Auf einer Schäre erhob sich ein dunkler, kurzer Leuchturm; natürlich führte er kein Feuer. Eine schmale Straße eröffnete sich hier und ein kleines geschütztes Hafenbassin, und darin lagen drei dunkle Schiffstörper, russische Minenschiffe. „Sol!“ sagte Jürgenfen ganz leise, ganz ruhig, aber mit leuchtenden, seine innere Erregung verrätenden Augen, „hier wollen wir unser Spinnennetz weben, Alter!“
 Der Maschinen-Telegraph schlug an, um Ansehen war die Mannschaft alarmiert, alles slog an die Arbeit. Leise glitteten die Minen über Bord, langsam webte die „Urbine“, gedehnt von den Wellen, ihr unheimlichangelegtes Netz. In kurzen war die schmale Einfahrt von einem doppelten Minengürtel übersponnen.
 Geräuschlos, wie sie gekommen, suchte die „Urbine“, alle Maschinenkräfte anspannend, das Netz.
 Das ferne Wühen hatte indes aufgehört. Da stob es heran, von weitem Gesicht umhüllt, — das deutsche Geschwader. Noch immer rüllte der ferne Feuerchein den Himmel, von einem brennenden feindlichen Schiff, der brennenden Stadt dort unten im geschütztesten Winkel des Meerbusens. Der Vorstoß war gescheit.
 Noch war die deutsche Flotte fern ab. Jetzt war's Zeit, ihr den Weg zu verlegen. Auf der russischen Flotte in der engen Helfensucht wurde Leben, die Anker gingen auf, die großen Panzer dampften in Kieklinie an.
 Man sah die Rauchwolken ihrer Schilote schwarz über die schneebedeckten Felsen steigen. Mit gepanzerter Aufmerksamkeit spähten Jürgenfen und der alte Peters hinüber.
 Jetzt erreichten die Panzer die Ausfahrt. Jetzt mußten sie auflaufen! Nichts! Immer noch nichts! Wieder horchten und spähten die beiden. Da — ein furchtbarer Knall, Flammengarben, zum Himmel aufschwebend, in brandiger Glut.
 „Der hat's weg!“ schrie der alte Peters. „Kapitän! Das ist Ihr Sieg.“ Jürgenfen lachte leise und verzückt. Er konnte ja seinen Alten mit dem heißen, jugendlichen Herzen. —
 Am andern Tage lag die „Urbine“ wieder auf ihrer Weide im stillen Wasser. Der alte Peters ließ rein Schiff machen, aber wie rein Schiff! Wüßigaber mußte sie aussehen, ihre kleine, tapfere „Urbine“.
 „Ich sage nichts mehr gegen die Spinnennetze, Herr Kapitän,“ sagte er zu Jürgenfen, der eben an Deck kam, „namentlich wenn sich so ein bider Brummer drin fängt. Ich war ein rechter Esel, Herr Kapitän! Jeder tut sein Teil, — das ist wohl wahr, Herr Kapitän, wohl wahr!“
 Jürgenfen klopfte dem wadernen Alten nur auf die Schulter, lächelnd. Er erwiderte nichts.

Kazareti-Abhl.
 Die Verberührung deutscher und französischer Besondere in der Schweiz.
 Ein Saal des Schweizerischen Kazarettens in L., so berichtigt ein Berner Blatt, war mit acht Kranken, vier Franzosen und vier Deutschen besetzt. Sie waren als inbaldige Gefangene eingeliefert und hier einer erneuten Operation unterzogen worden.
 Zwischen Bett No. 4 und Bett No. 5 war keine Grenze, sondern nur ein schmaler Gang, und das Tischchen am Kopfende trug die Geräte für beide Patienten. Jakob Wagner lag im Bett No. 4, No. 5 waren von den vier Franzosen belegt. No. 5 hieß Gaston Kemmer. „Bon jour“, sagte Jakob am Morgen nach Bett No. 4 hin, „n Tag“, antwortete Jakob, und beide blickten den Kopf weg. Gaston hatte eine schwere Schußverletzung unterhalb des Knies gehabt, das Bein war steif geblieben. Jakob war der Oberkörper durchschossen, immer neue Knochen splitter mußten entfernt werden. Gaston war einen Tag später als Jakob Wagner brangelommen. Nach einem schmerzreichen Abend schlief Jakob am zweiten Abend nach der Operation übermüdet ein. Da wachte er von einem leichten Stöhnen auf; bei dem malten Licht sah er, wie ein Nebenmann No. 5 ein Tuch auf den Mund brüllte, wohl um durch das Stöhnen niemand zu wecken. Das Stöhnen wurde zu einem Wehnen, und Jakob sah eine fieberhafte Stirn und dunkle Lippen. Er wollte dem Pfleger nicht klagen, um die andern, in erschöpfendem Zustand eingeschlimmerten Patienten nicht zu wecken, auch wußte er, daß der Pfleger in kurzer Zeit zurückkehren müsse. Ein kurzes Zaudern und Leberlegen: wüchte er sich aufrichten können, lohnte es sich wegen des „Franzosen?“ Leise fragte seine Stimme: „Was heißt, Kamrad?“ Ein paar unverständliche Laute als Antwort. Vorsichtig schob sich Jakob auf seinen Bettrand und im stehender Stellung rüllte er mit dem gebundenen Fuß sein Bett näher zu dem Bett No. 5. Seine linke Hand legte sich prüfend auf die Stirn des Fiebernden, der undeutliche Worte stammelte und die Gebärde des Trübens machte. Mit der freien Hand zog Jakob Wasser in das Glas und gab dem Kranken zu trinken; an dem Blick der Augen erkannte er den Dank, dessen Worte er nicht verstand. Er legte sein in Wasser getauchtes Taschentuch dem Kranken auf die Stirn, dann wendete er das feuchte Kissen an. Wie ungewollt blieb die eine Hand an dem Kopf des Fiebernden liegen. Es war eine große, tüble Menschenhand, und der andere mochte die Selbstverständlichkeit der Geste nicht fühlen, aber er empfand die beruhigende Nähe eines Menschen. So blieb Jakob sitzen und rührte sich nicht, bis der Pfleger kam und sich des Kranken annehmen konnte.
 Tage waren vergangen, beide Patienten kämpften mit Schmerzen und Erschöpfung. Wochen vergingen, bis sie aufstehen sollten. Wie sich No. 5 mit seinem auf verordneten Bett zum erstenmal auf den Bettrand setzte und, vom Wärter geführt, erhob, wüchte es zu Jakob hinüber, beinahe fragend, demütig dankend. „Bon jour, Kamrad“, „Bon Schur“, antwortete Jakob und humpelte zur selben Zeit hinaus. Es tam, daß beide, No. 4 und No. 5, sich täglich auf dieselbe Bank im Garten niederließen, auf die Bank, die so warm von der Herbstsonne bestrahlt wurde. Sie saßen sich nicht an und sie sprachen auch nicht miteinander, denn keiner hätte des andern Sprache verstanden. Sie saßen, wenn Nacht verteilte war, und rauchend, wenn Liebesgaben eingetroffen waren. Heute saßen sie wieder, beide mit einem Brief in der Hand, auf der Bank im Garten. Die milde Herbstsonne verklärte den einfachen Garten. Langsam, wie goldene Tropfen, sanken die Ahornblätter auf die Erde herab.
 Frezes ennemis — beide gleich in ihren grauen Kazarettentüchern und den biden Lätzchen aus den Füßen. Beide mit zögernder Hoffnung in ein noch dunkles Leben zurückzukehren. Ein jeder los seinen Brief, und las ihn wieder, und plötzlich wandten sie einander die Gesichter zu, und jeder sah in des andern Augen Tränen stehen. „Ramon!“ fragte No. 5, „Rama“, antwortete No. 4 mit feuchtem Augen, nichte und deutete fragend auf des andern Brief. Da legte sich eine trübsende Hand in warmem Empfinden auf Jakobs Schulter, der Dank für die empfangene Wohlthat im Kazaretti, das Mitgefühl für den Menschen, der sich beim Sehnte, gleich dem andern. „Bon jour, Kamrad“, länt es von nun an jeden Morgen im Kazaretti, sobald sich Deutsche und Franzosen begegnen. „Bon Schur, Kamrad“, antworten die Nachbarn.
 Henry J. Schanewert, der vor drei Jahren eine unbemannte, über die Schienen in voller Fahrt hinausfahrende Lokomotive zum Stillstand brachte und für die hierbei bewiesene Bravour mit einer Carnegie-Medaille gekehrt wurde, hat in Fort Worth, Tex., seinem Leben ein Ende gemacht. Schanewert ist seit mehreren Jahren an heftigem Rheumatismus und es wird gesagt, daß er die furchtbaren Schmerzen nicht länger aushalten konnte.

(Fortsetzung folgt.)